

Hänschenlein an der Front.

Von Hermann Heijermans. (Schluß.)

Die Dämlein im Kopf der Frau leuchteten wie sanftes Mondlicht auf, so daß die Sträucher und das Moos und der Kuppel fast so hell hervortraten, als ob der wirkliche Mond die Wolke wieder überholt hätte.

„Weil Du so tapfer gewesen bist, Deinen Vater im dunklen Walde zu suchen — nur damit Dein Vatikken nicht mehr zu weinen braucht — so will ich Dir dieses eine Mal heißen,“ sprach sie. „Gib mir die Hand — es dauert nur ein Weilschen — ich will Dich tragen — Du kannst ruhig dabei einschlafen.“

„Nein,“ sagte Hänschenlein. „ich bleibe wach — ich bin überhaupt nicht müde!“

Aber auf dem Arm der Frau, beim Schein ihrer Augen, die fast so warm glühten, wie hier der Kamin — ja ja, das ist wahr, Kinder, es gibt solche Augen — schlief er doch ein, ohne zu weinen — hört Du das, Katharinen? — und als er wieder zu sich kam, dämmerte es schon über den Landen — über den weiten, weiten Landen mit Dünen und Auen — und überall, so weit man sah, waren Zelte und Fahnen und Kanonen und Wachtfeuer.

„Wo ist Vater, liebe Frau?“ fragte Hänschenlein mit scheuen Blicken — zuerst war er ganz verwirrt gewesen, hatte seine Mutter in ihrem Bett und den Stuhl zu sehen gemeint.

„Dort irgendwo in einem der Zelte — dort schläft er, Hänsi, und träumt von Dir und Deiner Mutter. Bleibe ruhig auf meinem Arm — ich werde jetzt zaubern.“

„Zaubern — kannst Du das denn?“ fragte der Junge, der so wenig vom Zaubern verstand wie ihr.

„Ja“, sagte die Fee — denn das war die Frau — „ich werde jetzt die großen Schuhe Deines Vaters und die großen Schuhe alle der anderen Soldaten in ganz kleine, in so kleine Kinderschuhe verwandeln. Findest Du das nicht fein, Hänsi?“

„Aber warum tust Du das denn, dann kann Vater doch nicht marschieren — dann kann er doch nicht mitkommen!“

„Sch! sch! Nicht so laut sprechen, Hänschen,“ sagte die Fee, „sonst werden sie wach — und wenn sie wach sind, glüht es nicht...“

Hänschenlein blidte gespannt zu. Die Fee schritt die letzte Düne hinunter und streute ein silbernes Pulver nach der Seite hin, wo die Zelte, die Kanonen und die Wachtfeuer waren. Dann lief sie mit dem Knaben auf dem Arm, ohne daß es die Schildwache sah, ohne daß es jemand vernahm, bis an die vordersten Zelte, blidte hinein und lachte. Sie lachte, weil aus allen Zelten die Stiefel der Soldaten verschwunden waren und an ihrer Stelle vor jedem Strohsack wunderliche kleine Holzschuhe, Knopfschühchen, Stiefelchen oder Pantöffelchen standen.

„So, Hänschen,“ sagte sie mit einer Stimme so lieblich, als ob ein Springbrunnlein in ein Marmorbecken plätschert: „So, nun gehen wir zu den Männern aus dem anderen Land mit den noch höheren Schornsteinen, deren Fahnen Du da in der Ferne siehst — da machen wir es gerade so — dann sind wir fertig und können es abwarten.“

Rück wie ein Reh, nein, noch viel flinker — dann kann man doch nicht mitkommen, was? — lief sie und streute bei den Zelten der anderen denselben Silberstaub aus — und wieder lachte sie, als sie bei den Zelten der Offiziere, der Generale, die Reiterstiefel mit den Sporen verschwinden sah, als ob sie die Mäuslein geholt und dafür plötzlich zierlich farbige Mädchen- und Frauenstiefel dastanden.

„Wo ist Vater?“ fragte Hänschenlein, der ein wenig müde geworden war, „er hatte doch auch die ganze Nacht nicht geschlafen, nicht wahr?“

Aber ehe noch die Fee antworten konnte, erklangen Trompeten und Trommeln. In beiden Lagern waren sie wach geworden.

„Still sein und zusehen,“ lächelte die Fee.

Kinder, Kinder, was gab es da alles zu sehen! Das kann man gar nicht so eins, zwei, drei erzählen. Als die Soldaten die Augen aufmachten, sahen sie gleich an sich viele eilige Schimpfworte zuzurufen, so scheußlich eilige Worte, wie ihr und ich sie gar nicht wiederholen dürfen, das wißt Ihr doch, nicht wahr? Ein ganz großer starker Soldat, der wohl zehn Soldaten hätte totschlagen können, wenn er das gewollt hätte, stuchte laut und stuchte darf man doch nicht.

„Wer hat meine Schuhe gestohlen? Wer ist an meine Schuhe gegangen?“ brüllte er so laut, daß die wenigen, die noch geschlafen hatten, schreckend wach wurden und nach ihren Säbeln griffen, in dem Glauben, daß sie ermordet werden sollten.

„Wer hat meine Stiefel versteckt? Ohne Stiefel kann ich doch nicht kämpfen!“

Sie liefen durcheinander, suchten unter den Strohsäcken, unter den Zelten, und wollten aufeinander los schlagen, so wütend waren sie. Ein Offizier lief auf bloßen Füßen — er hatte abends seine Strümpfe in den Schuhen stecken lassen — von einem Zelt ins andere. Ein General — dem alle gehorchen müssen — stand auf Soden im Schmutz und fürte, daß er den Soldaten, der diesen gemeinen Streich ausgeführt hätte, totschießen lassen wollte. Aber die Schildwachen hatten niemand gesehen — die Schildwachen waren die einzigen Soldaten, die ihre Schuhe behalten hatten. . . .

„Wir sind verloren,“ sprach ein anderer General, der auch, wie der Offizier bloße Füße hatte: „Die Schuhe meines ganzen Heeres sind durch den Feind geraubt; in Strümpfen kann man doch nicht kämpfen!“

„Nein,“ sagte ein anderer Offizier — und begann zu weinen. „Pfui, pfui,“ rief der erste General, „ein Mann, ein Soldat darf nicht weinen, Sie geben ein schlechtes Beispiel!“

„Ich kann es nicht ändern, Herr General,“ sagte der Offizier, mühsam seine Tränen unterdrückend, „aber statt meiner Stiefel habe ich da die Schühchen meines Töchterleins gefunden. Wie kommen die hierher — wie ist das nur möglich — mitgenommen habe ich sie ganz bestimmt nicht!“

Niemand antwortete — als sich aber der erste Schreck ein wenig gelegt hatte, erkannte jeder Soldat, jeder Offizier, jeder General die kleinen Dinger, die die großen Stiefel verdrängt hatten. Der starke Soldat, der zu allererst laut getobt hatte, hielt ein Paar kleine Schuhe in seinen mächtigen Händen. Durch den einen der kleinen Schuhe hatte die große Zehe ein Löchlein geböhrt — jawohl, so ein Wildfang von einem Kind war das gewesen — und der starke Soldat biß sich auf den Schnurrbart, um nicht zu heulen — und einem anderen liefen die dicken Tränen nur so in die kleinen Holzschuhe hinunter, die er vor seinem Strohsack gefunden hatte, — und ein Dritter, der noch gar nicht angekleidet war, hielt ungeschicklich im Dunkel des Zeltes zwei ganz winzige Pantöffelchen, so klein wie Lieblinge, in seinen Händen und drückte Küsse darauf, einen Kuß nach dem anderen.

Hänschens Vater, der sich nun auch ermuntert hatte, steckte seine Fingerspitzen in ein Paar Schuhe, deren Sohlen noch ganz warm waren — die Fee hatte sie Hänschenlein gerade eben von den Füßen gezogen —, und Hänsi Vater sah nach niemandem, weil seine Augen vor Tränen nicht sehen konnten. Und der General mit den bloßen Füßen preschte, als er in sein Zelt zurückgekehrt war, die bebenden Lippen auf das bunte Futter von zwei süßen Puppen-schühchen. Verückt — der größte Teil der Soldaten lief herum und weinte still vor sich hin, — der eine wollte vom anderen nichts wissen, und wenn sie auf die scharfen Stiefelsohlen traten, jagten sie nicht mal „Au, au!“, was sonst doch jeder ruft, der sich weh tut. Fast keiner war da ohne Kinderschuhe — alle hatten sie doch ein Kind, oder auch ein Schwesternkind, oder ein Freundeskind, oder ein Nachbarkind — alle rannien sie mit den leeren Dingen, mit den Holzschühchen, den Pantöffelchen in den Händen herum.

Da befahl der General mit den bloßen Füßen, daß drei Offiziere mit einer weißen Fahne zum Feinde gehen sollten. Aufschub sollten sie fordern. Den würde der sicher gewähren, wenn ihm das seltsame Wunder kundgetan würde. Halbwegs aber kamen den drei Offizieren drei Boten des Gegners mit weißer Fahne entgegen. Und die sechs erzählten einander mit rotgeweinten Augen von den verschwundenen Stiefeln, zeigten sich die vorgefundenen Schühchen und Pantöffelchen — und reicheten einander die Hand und verabredeten, daß sie nicht miteinander kämpfen wollten und sich nicht totschlagen. Das gab ein großes Friedensfest, ein Fest in Strümpfen und Soden.

„So,“ sagte die Fee zu Hänschenlein, „nun geh Du nur hin und gib Deinem Vater einen Kuß.“

Das ließ sich das Würschchen nicht zweimal sagen — und als es nun auch in Strümpfen zu den Soldaten kam, da hoben sie ihn hoch und trugen ihn herum und waren froh, daß schon ein Kindlein zu ihnen gekommen war und zugleich — soich eine Jauberin war die Fee — hatte jeder wieder seine eigenen Schuhe an den Füßen! Das war aber mal ein Wunder, was Kinder? Und nun ist die Geschichte aus — und nun wird es Zeitgegenszeit, — nein, heut abend erzähle ich keine Silbe mehr. Nun tut Ihr nur Euer Bestes, Ihr großen Mädchen, und lernet gut stricken und besonders gut stopfen, damit, wenn so etwas mal wieder passiert, Euer Vater nicht schimpflicher Weise mit Löhern in den Strümpfen herumläuft. . . .

Damit faltete sie schweigend ihre von der Blut des Kamins rötlich bestrahlten Hände zusammen.

(Berechtigte Uebersetzung von H. Ruben.)

Kleines Feuilleton.

Die huldvolle Stadtgöttin.

Ein altgriechisches Meisterwerk.

Mitten in dem furchtbaren aller Kriege wird uns eine hold-selige Ueberraschung zu teil: von irgend woher ist plötzlich ein wundervolles altgriechisches Bildhauerwerk aufgetaucht und im Alten Museum geborgen worden. Das Drum und Dran der Auf-sindung und Erwerbung ist gleichgültig, und nur die eine Sorge empfinden wir, diese Göttin, zu der Heinrich Heine gewiß auch gebetet hätte, möchte uns wieder verlassen, den Lodungen des Goldes folgend. Man mag noch so sehr Gegner aller Anexionen sein, dieses Gebilde der Schönheit, das die jetzigen Besitzer nicht geschaffen haben und vor weih welchen Zufällen verdanken, darf deutschen Boden nicht wieder verlassen, nachdem es hier Schutz vor des Krieges Stürmen gefunden hat.

In der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor Christi errichteten die Bürger einer Stadt in Großgriechenland (Süditalien und Sizilien) ihrer Stadtgöttin ein Bildnis in ihrem Heiligtum. Der berühmte parische Marmor wurde dazu herbeigeschafft und der hervorragende Künstler, der aus der Konkrete, wie sie demo-kritische Gemeinwesen schon damals veranstalteten, hervorging, schuf nach dem Bilde der schönsten Frau das Bild der Göttin. Aufrecht auf dem Throne sitzend, ist sie dargestellt, stolz und milde, hoch und hehr, Göttin und doch nur Mensch.

Die griechische Kultur stand damals — sowohl im Mutterlande wie in den Kolonien — kurz vor ihrer aufbrechenden Blüte. Koch ist nicht die ganze künstlerische Freiheit erreicht, aber noch ist auch die ganze herbe Frische der Ursprünglichkeit vorhanden. Es ist ein Frühling schöner Menschheit. Die starr gebundenheit ist im Leben wie in der Kunst überwunden, die religiösen Vor-stellungen sind von der lastenden Furcht gereinigt: als holde reife Frau hat der Künstler die Göttin gestaltet, die die Gebete und Wünsche und Gelübde der Stadt entgegennahm. Das primitive starke Lächeln, das die alte Kunst nicht wissen mag, ist einem feinen, holden Zug um den Mund gewichen. Nur etwas überlebensgroß ist die Gestalt, sie hat nichts Starres, Drohenes, Gewalttames. Man ist bei aller Würde und Höhe, die sie wahr, ganz in dem Wahn ihrer Schönheit. Im prächtigen, einst farbige bemalten Festgewande sitzt sie da, Diadem und Krone hat sie einst getragen (wie die Vohrlöcher beweisen), wie die wohl gealterten griechischen Frauen von damals. Das Haar ist in einer reichen Frisur ge-ordnet, lange Locken fallen vorn auf die Brust, die mit feinem Timmentoffe besetzt ist. Das Gewand ist dreifach; der Künstler hat mit der ganzen Liebe die Stoffe behandelt, wie die griechische Kunst sie zuerst gepflegt hat. In zierlichen wohlgeordneten Falten fällt das Übergewand über die Arme herab. Farbe hat einst alles belebt, auch das Gesicht, das jetzt noch die Schüchtheit und Kästel-haftigkeit der Rona Via ausstrahlt. Schillers Klage, daß die griechischen Götter die Welt verlassen haben, steigt vor diesem Kunstbilde, das eine Sublimierung an die Menschheit ist, wieder empor.

Jahrhundertelang hat die Göttin in der Erde geruht, nun ist sie wieder auferstanden und entzückt uns aufs neue. Sie bringt uns ein Gefühl und eine Stimmung mit, wie kein anderes Kunstgebilde ihrer Zeit. Sie ist einzig. Mein Museum hat ihres gleichen. Die gleichartigen Bruchstücke aus dem Parthenonstumpf reichen nicht entfernt an sie heran und die Bronzelenen aus dem römischen Thermenmuseum mit den seltsam romantisch anmuten-den Reliefs haben wohl von ihrem Wohlklang — aber es sind doch nur Reliefs. Aber hier ist ein volles Mundbild, das wohl die Spuren seiner Schicksale trägt — es fehlen n. a. die Hände, Stücke des Sessels und ein Stüchchen Wange —, aber doch seine ganze stehhafte Schönheit behauptet hat.

Gezählt sei die Göttin, die uns aus fernen Zeiten holde Menschlichkeit zuträgt, möge sie — selber dem Grabe entstiegen — ein Symbol edler und schöner Gefühle werden, zu deren Kult sie aufs neue berufen ist.

Strindbergs „Traumspiel“

im Theater in der Königgräzer Straße.

Der Reinhardt'schen Aufführung des „Totentanzes“, in der Wegener die knorrig verwitterte Hauptgestalt zu ungeahnter Lebenswahrheit hob, und Warnow'skis fähigem Wagnis, die mühslichen Visionen des Strindberg'schen Damaskusdramas gegenständlich auf der Bühne zu verkörpern, reiht die von Permauer inszenierte

ihm tastete sich an einem dünnen, primitiven Gedankenfaden entlang.

„Sie würden mich beachten,“ dachte er, „wenn Sie wüßten, daß ich das Dekret . . . in der Tasche . . .“ Er sah an sich herab. „Wozu das Dekret? — Ich bin auch ohne Dekret so gut wie Sie, meine Herren. Ich habe Geld, vielleicht mehr als zehn von Ihnen . . . Zum mindesten sollte es mir freistehen, im Hotel umherzugehen, wo ich will. Ich kann alles bezahlen! Seit wann haben Sie diesen Ort gekauft? . . . Aha! Sie wollen ihn pachten, wie sie Ägypten gepachtet haben! Aha!“ und Hassan ersah sich ungeheuer schau. „Aber das soll Ihnen nicht gelingen! — Wir bekommen das Fest in die Hand! Wir werden Ihnen beweisen, daß wir Ihrer nicht mehr bedürfen. . . . Daß wir Ihrer Bevormundung ent wachsen sind. . . . Ah, Ihrer Bevormundung. . . . Ich nenne es Arroganz. . . .“ Hassan sprach das letztere fast laut vor sich hin, mit dem unvermeidlichen Modellierverfuch der Finger, über deren selbständiges Leben er stets eine kleine Beschämung empfand. Graue Blide streiften ihn; irgend jemand amüsierte sich. — Hassan fing das kleine Gelächter auf; es tat ihm wohl.

„Es ist auf mich gemünzt. — Ah, da gibt es einen Spatzvogel, der Scherz versteht. . . .“ Und das Kind in ihm stolperte, richtete sich blind wieder auf und hatte eine kleine tonfuge Ueberlegung.

„Vielleicht sind Sie gar nicht gleichgültig. Vielleicht begrüßen Sie es nur, wenn man sich Ihnen nähert. Denn es wäre zweifellos ein Vorteil, wenn wir, statt umeinander herumzugehen, uns in die Hände arbeiten würden als gute Freunde.“ Er nestelte an sich herum und fand eine Zigarette. Nicht ohne Beschwerde stand er auf; in dem Bedürfnis, leutselig zu sein und den Englis eine Annäherung zu erleichtern. Er ging auf einen weißbärtigen Herrn zu, dessen referiert lach-sfarbenedes Gesicht ihm schon vor längerer Zeit aufgefallen war, und bat ihn um Feuer. Er bat nicht, wie man sonst zu bitten pflegt: er sagte nicht: „matches please“, sondern er geriet durch eine kleine Dubertüre hindurch, die er mit stammelnden Anerkennungen füllte, erst ganz zum Schluß und nicht unbedingt verständlich, zu dem Kern der Sache.

Der alte Herr sagte: „Woll . . .“, knipste ein Zengin-kämmchen an und bediente ihn mit einer ganzlich unbedeutenden Bewegung, worauf er ihm den Rücken drehte.

(Fortf. folgt.)

Der Sang der Salije.

Ein Roman aus dem modernen Ägypten.

Von Willi Seidel.

Irgendein Gefühl trieb ihn jetzt, sich im Wagen zu erheben und dem Verberiner ganz nahekommen, ihm heißere Weisungen in den Nacken zu klütern: „D, fahre schneller, verflucht seist du, habe ich eine Gemisafah auf dem Boak oder zwei Mograbinertraber, das Stück zu 300 Pfund?“

„Effendi!“ schrie der Kutscher und bog sich wie eine Sehne. „Siehst du nicht, wie ich sie schlage? Siehst du nicht, wie sie hüpfen?!“

Hassan, unter fortwährendem, anfeuerndem Zungen-schnalzen, sank zurück; und es gelang ihm, als erster nach Mena-House zu kommen. Er durchschritt den kleinen Garten und ging in das Vestibül. Der Manager näherte sich ihm händerreibend.

„Verzeihung“, sagte er auf französisch. „Ich muß Sie bitten, mein Herr, sich auf der Veranda niederzulassen. Dies Vestibül und die anschließenden Räumlichkeiten sind für heute nacht reserviert.“

Hassan blidte ihn mit schwimmenden Augen an. „Eh bien! Diese Plätze sind reserviert. . . . Nun gut, ich werde auf der Veranda speisen.“ Irgend etwas fiel dem Manager an ihm auf; doch war er zu beschäftigt, um es zu ergürden. . . . Er sagte, während er den Blick über die Schulter Hassans völlig ins Leere sandte: „Ich bitte darum. . . . Nun, es bleibt nichts übrig, mein Herr. . . . Das ist das Leben. . . .“ Plötzlich ermunterte er sich, und während er Hassan mit höflich deutendem Finger vor sich herstieß und auf diese Weise aus dem Vestibül entfernte, klatschte er in die Hände, und rotbeschräppte Domefsäten, alle schlank und nicht unter zwei Metern groß, erschienen mit sanften Sklaven-mienen.

Hassan setzte sich an einen gedeckten Tisch der Veranda, unmittelbar an die Glasstür, durch die man in das Vestibül spähen konnte, ohne allzu sehr aufzufallen. Diese Möglichkeit entdeckte er erst später; zunächst sah er den Besuchern entgegen, die durch den Garten kamen. Offenbar waren es die Deute, die vorher versucht hatten, ihn zu überholen. Hassan schenkte ihnen einen Blick wie die Schildkröte in der Fabel dem Hasen, der zu spät am Ziel des Wettlaufs kommt.

Sie kamen barhaupt im Smoking, und als sie an ihm vorüberschritten, sahen sie ihn ein wenig von der Seite an. Sie hatten hinter der Glasstür eine kurze Unterredung mit dem Hotelwirt, der (Hassan bemerkte es) die Abseln zuzte und eine anheimstellende Bewegung machte. Während er dies beobachtete, überfah der Bey einige Damen, die in-zwischen in der Tiefe des Vestibüls verschwanden.

Immer mehr Wagen fuhren, wie man hören konnte, nun draußen vor; auch Automobile waren darunter. Anschließendlich englisches Publikum begab sich ins Hotel. Hassan sah den Leuten schwer, fast unbeteiligt zu. Sein Kopf war ganz klar geworden, nur in den Anien sah ihm eine unüberwindliche Schläffheit.

Man brachte ihm das Essen, mit einer Eile, die den Wunsch erkennen ließ, ihn schnell zufriedenzustellen. Er verlangte eine Prarie-Dyster und schüttete das scharfe Gewürz auf einen Zug hinunter, worauf sich zunächst sein Durst wieder regte.

Eine gewisse humoristische Grundstimmung überkam ihn nach den ersten Getränken. „Also Jungis sind es, die sich hier versammeln. . . .“ dachte er und spähte hinein. Der Gin um-nebelte sein Hirn wiederum; so sah er drinnen im Vestibül, dessen Hintergrund sich mit Damen in großer Toilette füllte, ein Karussell von weiß und rot, das sich ruckweise nach links drehte; wenn er es aber fixierte, stand es still und löste sich in zwanglos bewegte Körper auf. Es war nicht amüsant, hier draußen sitzen zu müssen. Ein leiser Groll bemächtigte sich seiner. Er schob den Larbusch aus der erhöteten Stirn in den Nacken und beschäftigte sich mit dieser Empfindung. Sie wuchs bis zur Indignation.

Die Engländer gingen heraus und hinein; sie unterhielten sich sehr gut und warteten den Beginn des Diners ab. Zuweilen stellten sie sich, die Hände in den Taschen und Zigaretten zwischen den Lippen, in der Nähe Hassans auf und erzählten sich in ihrer kurz angebundenen Weise allerlei Vergnüglichen; und dann lachten sie temperiert und leise. . . . Zuweilen streiften sie ihn mit ihren Blicken. Aber diese Blide gingen durch ihn hindurch wie durch Glas. Es gab keinen Hassan auf dem Stuhle mehr; es war ein leerer Stuhl. Die Existenz Hassans wurde ausgelöscht. Und je weniger er seinen leicht glockenden Augen gebieten konnte, die von einem dumpfen, mechanischen Interesse an die Leute geschmiedet wurden, um so weniger Beachtung schenkte man ihm. Sein logisches Denken ging einen verzwickten Pfad; das Kind in

Vorstellung des Traumspiels sich ebenbürtig an. Diese drei Werke des älteren Strindberg, bei der Häufung springend-wirrer Einfälle für den Leser eine kaum genießbare Kost, haben ihre verborgene Wesenart und suggestive Kraft erst im Rahmen einer ganz eigenartigen Theaterkunst entfalten können, die jenen stumm erscheinenden Gebilden die Junge löste.

Das „Traumspiel“ hat nichts von der besonderen Bühnenstimmung und jener Wunderlust, die dem Damaskus-Stück einen pathologischen Einschlag gibt. Natürlich fehlen auch hier die Wunder nicht. Aber sie gliedern sich zwanglos dem Element des Traumes an, es fehlt das peinliche Gefühl, als stünde eine fixe Idee dahinter, von der der Dichter andere überzeugen will. Wenn Strindberg im „Damaskus“ sich selber anklagt und unter geistlicher Schicksalsleitung auf verschlungenen Pfaden der Läuterung und Reinigung sich zu nähern meint, so tritt er hier, in Faustischer Herrlichkeit, als der Verkünder eines allgemeinen Jammers und Ankläger der unbegreiflichen Bestordnung auf, die die Menschheit zu ewig sich erneuernder Qual ins Leben rief. Das nur eine Zeilung unter dem Einfluß riesischer Ideen in ihm zurückgedrängte Ritempfinden mit dem im Daseinskampfe Zertrittenen hat in diesen Visionen, die der vom Erdschauspiel aus der Himmelsferne angezogenen Tochter des Gottes Indra das Menschliche in jeder Form erschließen, seinen umfassendsten, reichsten Ausdruck gefunden.

Schwebend in der Mitte eines nachtschwarzen Vorhanges über der Wüsthube des Sternenhimmels, erscheint im goldenen Gewand das Bild der Göttin, die voll strahlenden Verlangens herübersehend. Den Traumcharakter überall bewahrend, ziehen die sich ineinander wandelnden Gestalten und die märchenhaften Hintergründe vorüber. Alles will sie erfahren. Sie wird Pförtnerin im Hofe des Theaters, um das die Phantasie so viele Lichtfäden der Freude und des Ruhmes spinnt, sieht die entlassene Sängerin, die schlüpfend aus dem Torweg schleicht, den hoffnungsvollen, Erfolg gekrönten Mann, der, Blumen in der Hand, jubelnd seinen Gruß hinauf zu der Geliebten schmettert. Er verschwindet und kehrt wieder, aber und abermals, seine Haare sind grau geworden, doch die Ersehnte kommt nicht. Der Traumeindruck ergänzte sich wirkungsvoll durch die verschlossene Tür, auf die sich die Spannung der Personen richtet, und die naiven sanften Worte des Theaterzeitknebers, dem sein neu erworbenes Fischfangzeug zum zufriedenen der Menschen macht. — Auch die Misere der rings von Not bedrängten Alltagsheute bleibt der Sinnlichkeit nicht erspart. Ein Advokat, ein Freund der Armen und seelenguter Mensch, aber verbittert durch das Unrecht, verstaubt und voller ediger Bedauerie, wird ihr Gemahl. Was er vorausgesetzt, vollzieht sich unerbitlich. Die Liebe bleicht und welkt, die beiden Seelen reiben sich im engen Heime wund. Dann wieder ist sie die Frau des anderen, des wartenden Verliebten, der wieder jung geworden. Doch aus allem Glanz, zu dem er sie führt, dringt der Laut der Klage marterkühlernd über ihn ins Ohr. Und neben diesem Eingelände taucht in der Paradieseslandschaft sonnig italienischer Küste, furchtbarer wie alles frühere, der Riesenschatten proletarischer Elendstufen vor der Entleerten auf. Ihr letzter Weggenosse ist der Dichter selbst, von Abel höchst dramatisch mit zerstücktem, Strindberg ähnlichem Anzug dargestellt. In der Fingergrotte am Weltmeer, von Wunden, die der Menschheit Jammern weiter tragen, umbrast, überreicht er ihr die „Wittichrift“, die er im Rahmen des unseligen Geschickes für Indra den Schöpfer aufzeichnet. Des Dichters Fragen bleiben ohne Antwort. Vor der verschlossenen Tür, die sich den Zwangsbedingungen des Traums als weltbedeutendes Geheimnis einprägt, tobt ein Streit der gelichteten Fakultäten. Und als die Worte endlich trotz polizeilichen Verbotes geöffnet wird, starrt den Erwartungsvollen selbstverständlich nur ein leeres Nichts entgegen. Indra in ihrem Schmerz, da sie nicht helfen kann, flüchtet aus dieser trüben Welt des Scheins wieder heimwärts ins Reich des Vaters.

Die Aufführung des außerordentlich figurenreichen Stückes war bis in die kleinsten Nebenrollen, von denen nur Herr Vogt als Zettelfeher, die Pförtnerin Jenns Marxas und Frau Richards altes Mütterchen genannt seien, zu vollem Einklang abgestimmt. Kayhler als Advokat und Hartau in den verschiedenen Liebhaberrollen wirkten im Traumsinne frapierend echt. Eine Meisterleistung war die Indratöchter der Irene Treisch, in allem Menschlichen zugleich von einem Hauch des Fremden, Fernen hebelvoll umspielt.

Eine reich illustrierte und stimmungsbereitende Musik von eigener Gestaltung voller Disharmonien, die aber auch geschlossene Formen anwendet, hatte E. R. v. Regnicel zum Traumspiel komponiert.

„Dame Kobold“ im Deutschen Opernhaus.

Man hat dieser Oper, als dem ersten Werke komischer Gattung, das uns Felix Weingartner rasch nach der Darmstädter Uraufführung durch das Deutsche Opernhaus vermittelt, hierorts mit einer gewissen Spannung entgegengesehen. Und nicht ohne Berechtigung. Wie man sich auch Weingartner gegenüber verhalten mag — ein ernster Musiker, eine sorgfältigere Künstlerpersönlichkeit ist er in jedem Falle.

Wie früher, hat sich Weingartner auch diesmal wieder das „Bibretto“ geschrieben. Und zwar griff er auf eins der zahllosen

„Mantel- und Degenstücke“ Calderons, nämlich die „Dame Kobold“, zurück. Es ergibt sich da weniger eine dramatische Handlung, als ein amüsantes Situations- und Verwickelungsstück in zwei Akten an Hand belebten Jammers. Der Angelpunkt aber, um den sich, immer zur selben Zeit, zwei Situationen drehen, ist hier eben ein drehbarer Schrank, der, wann und so oft man will, die Verbindung zwischen den beiden Wohnungen herstellt oder aufhebt. Die Vornehmen sind einerseits zwei Brüder — spanische Kavaliere natürlich —, andererseits deren jung verwitwete Schwester, nebst Freundin und Jofe. Dieser letzteren steht ein Diener als komische Figur gegenüber. An und für sich haben wir es da mit lauter bekannten Typen und Requisiten des Dramas aus der Renaissancezeit und der eigentlichen komischen Oper, die wir ja erst seit Mozart besitzen, zu tun. Es ist freilich ein ebenso geistreiches als grazioses Liebespiel, und dies allein konnte Weingartner schon zu dichterischer und musikalischer Verarbeitung reizen.

Man ist beinahe versucht, anzunehmen: Weingartner habe jetzt endlich seines Wesens Grundzug entdeckt. Deshalb der Sprung zur komischen Oper — der jedoch mehr einen bedächtigen Schritt seiner künstlerischen Entwicklung bedeutet. Weingartner — das war bei dem kenntnisreichen feinkultivierten Musiker begreiflich — mag dabei auf Mozart hingesehen haben. Der Stoff und das gesellschaftliche Zeitkolorit gab ja schon Anlaß hierzu. Der Komponist der Gegenwart kennzeichnet sich doch aber in der reicheren technischen Faktur seiner Musik. Es mochte Weingartner weniger auf die Schaffung einzelner „dankbarer“ Gesangsnummern ankommen, denn dergleichen findet man bei ihm außer verschiedenen reizenden Tanzmotiven, mehrstimmigen Vokalstücken kaum. Dafür strebte er nach Musik durchweg. Und die vermochte er in hohem Maße zu geben. Der Einleitungssatz, namentlich die Zwischenmusik im zweiten Akt und einiges andere noch sind wahrhaft schön zu nennen. Die edle Linie der Weingartnerischen Melodie erscheint als Produkt aus der vornehmen Komik des Ganzen. „Anklänge“ an die Komik sind hiermit schlechterdings nicht zu erzielen; dafür ist die künstlerische Nachwirkung von Dauer. Schließlich wird auch gegenwärtige Meinung feststellen müssen, daß beispielsweise der Diener Godme eine köstlich musikalisch gestaltete Bereicherung auf dem Gebiet der modernen Musikkomödie vorstellt.

Alle leitenden Faktoren des Charlottenburger Opernhauses bestreben sich, dem Werke eine würdige Aufführung zuteil werden zu lassen. Eduard Kandi traf einen vortrefflichen Wahpuffo-Ton für seinen Diener. Ihm gefolgt sind die allzeit muntere und stets stimmlich sichere Elfriede Dorp als Kammerlädchen, ferner Emmy Zimmerman (Donna Angela), Irene Eden und Karl Genter. — Eduard Dörke dirigierte mit sachlichem Verständnis. Mit den Hauptdarstellern mußte auch der anwesende Komponist Mal auf Mal erscheinen. ek.

Kriegsgeld aus Papier und Pappe.

In Rußland ist jetzt Papiergeld im Werte von einer Kopeke in Umlauf gebracht worden; mehr wie alles andere zeigt dieses Notgeld wohl, wie sehr unter dem Einflusse des Krieges das russische Wirtschaftsleben erschüttert ist. Mangel an Scheidemünze hat sich im Verlauf des Krieges allerdings auch bei uns eingestellt, natürlich aus ganz anderen Gründen als bei den Russen. Denn unsere Scheidemünze reicht für das ungeheure Gebiet, das unsere Truppen besetzt haben, für das Gebiet vom Englischen Kanal bis fast ans Beringische Meer einfach nicht aus, und wir haben deshalb zur Prägung eiserner Scheidemünze, die natürlich später wieder aus dem Verkehr gezogen werden wird, unsere Zuflucht nehmen müssen. Aber nicht allein in Rußland ist das Metallgeld völlig verschwunden; nicht besser geht es manchen Strichen in Nordfrankreich, die von unseren Heeren seit länger als anderthalb Jahren besetzt sind. Da durch das Vordringen der Deutschen und den Rückzug der Franzosen jede Verbindung Nordfrankreichs mit den zentralen Verwaltungsbehörden in Paris aufgehört, so war plötzlich kein Geld mehr im Lande und die städtischen Verwaltungen in den besetzten Gebieten waren gezwungen, die für den Kleinverkehr unentbehrliche Scheidemünze irgendwie zu ersetzen. Es läßt sich nicht bestreiten, daß sie dabei sehr erfindertisch gewesen sind. Im großen und ganzen wurde Notgeld in drei verschiedenen Arten ausgegeben: in rechteckigen Pappstücken, in runden Pappstücken und in wirklichen Kassenscheinen.

Das primitivste Muster der erfindungsreichen Gattung vierreihigen Pappbedeckelgeldes stellt zweifellos der von der Stadt Croix ausgegebene Gutschein dar. Seine Farbe ist rosa angehaucht. Auf der Vorderseite ist in gewöhnlichem Druck die folgende Aufschrift angebracht, natürlich in französischer Sprache: „Stadt Croix, Krieg 1914, Hilfskomitee. Gut für 5 Centimes, in Zahlung zu geben bei den Kaufleuten von Croix.“ Auf der Vorderseite ist außerdem, in violetter Farbe, das Stadtwappen angebracht, während sich auf der Rückseite nur die laufende Nummer dieser Geldpappe befindet. Die Städte Roubaix, Tourcoing, Roncq und verschiedene andere haben ähnliche Bons im Werte von 5 und 10 Centimes in Umlauf gebracht. Der von von 5 Centimes der Stadt Dalkuin bildet ein Rechteck von 42 zu 52 Millimeter mit abgestumpften Ecken. Seine Herstellung ist etwas feinerer Natur. Die Stadt Lille hat runde, 23 Millimeter im Durchmesser große Pappstücken ausgegeben, die die von einem Vorber Franz umrahmte Zahl 5 und darunter die Worte: „Emissionsbank

von Lille, 1915“ zeigen. Das in rosiger Farbe gehaltene Pappstücken im Werte von 10 Centimes der Stadt Lille trägt auf einer Seite ein Viktorsbündel, auf der anderen einen Viktorskranz mit dem Kreuz der Ehrenlegion in der Mitte.

Die Kassenscheine beginnen mit dem Mindestwert von 20 Centimes und steigen bis zu 50 Centimes, vereinzelt auch noch darüber hinaus. Interessant ist, daß die Stadt Valenciennes einen von im Werte von 20 Centimes ausgegeben hat, der von sämtlichen Gemeindevorständen des Bezirks garantiert und vom vierten Monat nach Friedensschluss an einlösbar ist. Der von der Stadt Roubaix nach Friedensschluss zu 25 Centimes hat einen roten und blauen Aufdruck. Der von der Emissionsbank von Lille zu 25 Centimes hat bereits Ähnlichkeit mit einem wirklichen Kassenschein in Miniaturformat. Er mißt 65 : 85 Millimeter. Auf der einen Seite zeigt er in brauner Farbe auf weißem Grunde das Bankgebäude; auf der anderen befindet sich eine Strafandrohung, die denjenigen mit Falschmünzerei auf Lebenszeit bedroht, der diese Scheine auf französischem Gebiet (d. h. auf nicht vom Feinde besetztem Gebiet) in Umlauf bringt.

Damit ist die mannigfaltige Sammlung von Kriegsnotgeld in Frankreich freilich noch keineswegs erschöpft. Es kann übrigens daran erinnert werden, daß während der Zeit der Russenberrückung in Ostpreußen von einigen Gemeinden gleichfalls papierne Notgeld in Umlauf gesetzt worden ist. Dieses hat aber die Reichsbank sofort nach Vertreibung der Russen wieder eingziehen lassen.

Die Bedeutung des Harems.

Wir sind nur zu leicht geneigt, fremdartige Erscheinungen einer andersartigen Kultur vorschnell und daher ungerath zu beurteilen. In reichem Maße gilt dies von dem Haremleben der Mohammedaner, während die Haremsgebräuche und -gesetze doch sicherlich tief in den Lebensgewohnheiten der orientalischen Völker wurzeln und eine hohe Bedeutung für ihre Kultur haben. In der „Umschau“ (Frankfurt a. M.) schildert eine Dame, wie es scheint auf Grund genauer Studien, den sittlichen Wert, den der Harem für den Türken hat. Harem bedeutet nämlich „Heiligtum“ oder „gesicherter Ort“ und schließt keineswegs den Begriff mehrerer Frauen in sich, sondern ist nur der den weiblichen Familienmitgliedern und Kindern zugewiesene sicherste und beste Teil der Wohnung. Das Nehmen mehrerer Frauen wird bei den Türken immer seltener, da die zweite Frau dieselben Ansprüche zu stellen berechtigt ist wie die erste. Wohl aber ist der Harem ein Verborgenes für die vielen alleinlebenden weiblichen Familienmitglieder, die vereinsamte Mutter, die verwitwete Tante, die unvermählte Schwester oder Waise, auch die erwerbsunfähig gemordene Dienerin wird in den Harem aufgenommen und führt dort ein verhältnismäßig sorgloses Leben, denn wenn die Frau als kostbares, leicht verletzliches Kleinod auch vor fremden Männerblicken bewahrt wird, so wird sie in den Augen des Moslems auch durch schwere Arbeit entweiht. Sie soll ganz den Kindern leben und hat Anspruch auf ein behaglicheres Leben als der Mann. Deshalb werden die Kinder im Harem auch gewöhnlich bis zum zweiten und selbst dritten Lebensjahr an der Brust genährt, was eine bei den im Morgenlande oft ungenügenden hygienischen Einrichtungen recht geringe Kindersterblichkeit zur Folge hat. Die Achtung vor der Frau ist in der Türkei eine sehr hohe, und die dem Türken häufig eigene Ritterlichkeit, Moralität und Rechtssinn ist immer noch das Ergebnis einer glücklich gehorgenen Jugend am Herzen seiner geachteten, gepflegten und wohlbeschränkten Mutter gewesen.

Notizen.

— Vorträge. Montag, den 20. März, veranstaltet der Allgemeine Deutsche Sprachverein im Beethohensaal einen Vortragsabend, an dem Prof. Oskar Fleischer über den deutschen Geist in der Tonkunst unter Vorführung algermanischer Weisen und Instrumente sprechen wird. Die mehr als dreitausendjährigen Instrumente werden zum ersten Male der großen Öffentlichkeit vorgeführt. — Die sexuelle Frage und die Psychoanalyse ist das Thema des Vortragsabends, den der Bund für Mutterchutz am Donnerstag, den 23. März, abends 8 Uhr, im Architektensaal, Wilhelmstraße 92, veranstaltet. Referent: Dr. Hanns Sachs-Wien.

— Theaterchronik. Das Charlottenburger Schiller-Theater bringt am Donnerstag die Uraufführung der dreiaktigen Komödie „Der Ehrenbürger“ von Bernhart Meise.

— Die Humboldt-Akademie Freie Hochschule bietet in ihrem neuen Vorlesungsverzeichnis für das Herbstsemester April—Juni 1916 eine Fülle von Belehrung und Unterweisung aus allen Zweigen der Wissenschaft durch den vereinigten Lehrkörper der beiden Volkshochschulen.

— Gisbert Freiligrath, die jüngste Schwester Ferdinand Freiligraths, begeht am 19. März ihren 80. Geburtstag in Baden-Baden. Sie hat eine gediegene musikalische Ausbildung genossen (sie war Schülerin von Bizet). Während des Exils ihres Bruders in England, lebte sie einige Jahre in seinem Hause, wo sie auch Karl Marx, Gottfried Kinkel und andere 48er kennen lernte. Literarisch trat sie mit feinsinnigen Uebersetzungen englischer Gedichte und Erinnerungen an ihren Bruder hervor.

Gardinen, Vorhänge, Bettdecken.

Gewebte Tüll-Gardinen	vorzüglich in (1 Fenster — 3.85 bis 15.— der Wäsche { 2 Flügel, M.	Gewebte Tüll-Vorhänge (Stores)	neue Muster, gut und 2.20 bis 9.25 haltbar . Stück M.
Gewebte Tüll-Gardinen	mit Obergardine, in neuer 6.50 bis 38.— Ausführung M.	Erbstüll-Band-Vorhänge (Stores)	in reicher Band-, Häkel- 5.— bis 21.— od. Klöppel-u. Netz-Arbeit
Erbstüll-Gardinen	mit Obergardine, reicher Band-, 11.— bis 27.— Häkel- oder Klöppel-Arbeit . . . M.	Halbvorhänge (Halb-)	Tüll oder Siebstoff in Klöppel-, Netz- 5.— bis 36.— oder Stickerel-Ausführung . . . M.
Siebstoff-Gardinen	(Etamine), mit Obergardine, alle 11.75 bis 45.— Farbenstellungen, wasch- u. luftecht	Tüll-Bettdecken	neue Muster 3.— bis 10.— sehr dauerhaft . M. 5.50 bis 18.—
Mull-Gardinen	mit Obergardine und Falbel, glatt, gestreift 14.50 bis 30.— oder gepunkt M.	Erbstüll- Siebstoff-Bettdecken	Hand-, Klöppel- u. 7.— bis 36.— Netz-Arbeit M. 6.25 bis 85.—

Vorhangstoffe
in Damast, Köper, Panama, Satin usw.,
in allen Breiten und verschiedenen Farben
Meter M. 1.25 bis 4.50

Metal- und Messing-Bettstellen
Matratzen, Keilkissen, fertige Betten

Spannstoffe
Tüll 100-120 cm Meter M. 1.— M. 3.—
Siebriips 130 cm Meter M. 1.40 bis 4.50
Mull gestreift oder gepunkt . Mtr. 1.10 bis 2.—

Braut-Ausstattungen in jeder Preislage sind der **hervorragende Sonderzweig** meines Hauses.

Landeshuter Leinen- und Gebildweberei
Größtes Spezialhaus der Welt für Leinen u. Wäsche

F.V. Grünfeld

Berlin W8
Leipziger Straße
20-22